»Allmählich komisch«? – Zum »Vorhandensein des Wortes ›Gott‹« in Martin Walsers *Mein Jenseits* und *Über Rechtfertigung, eine Versuchung*

Kathrin Messner

»Je älter man wird, desto mehr empfiehlt es sich, darauf zu achten, wie man auf andere wirkt. Ich bin dreiundsechzig. Südlich der Donau sagt man zum Beispiel: Der und der wird auch allmählich komisch. Das merken alle, wissen alle, nur der, der allmählich komisch wird, merkt es nicht. Und sagen mag man's ihm auch nicht.« (MJ, 11) So Martin Walsers Romanfigur Prof. Feinlein zu Beginn von *Mein Jenseits*, dem dritten und zentralen Kapitel des 2011 erschienenen Romans *Muttersohn*, das dem Autor zuvor bereits eine eigenständige Veröffentlichung wert gewesen war (2010). So oder so ähnlich scheint auch manche Rezensentin und mancher Rezensent über Walser selbst zu denken. Und einige sagen's ihm auch. Von einem Abdriften ins Fromme, ja Frömmelnde ist da die Rede. Sein Alter wird ins Spiel gebracht, einmal wohlwollender, einmal süffisanter. Er würde »allmählich komisch« werden. Und desgleichen mehr. Daneben aber auch aufrichtiges Lob und bewundernde Anerkennung, von säkularer ebenso wie von theologischer Seite.

2012 dann erneut eine in diesem Duktus der »Gottesproblematik« geschriebene Veröffentlichung. Kein Roman diesmal, sondern ein Essay *Über Rechtfertigung, eine Versuchung*. Schon allein beim Anblick des Wortes Rechtfertigung dürfte die theologische, zumal die protestantische Aufmerksamkeit erwachen. – Alles in allem Anlass genug also, um diesen »theologischen« Walser von theologischer Seite aus (erneut) in den Blick zu nehmen. Und zwar hier speziell in Hinblick auf *Mein Jenseits* und *Über Rechtfertigung*. Und das so, dass Walser möglichst viel mit Walser gelesen wird – und damit dessen eigener Praxis in *Über Rechtfertigung* entsprochen wird, wo er für seine Barth-Lektüre beansprucht, nicht über Barth zu schreiben, sondern Barth mit Barth zu lesen und zu verstehen. Entlang des Textes.

In der Tat handeln die jüngeren Werke Walsers – vom allerneuesten Roman *Die Inszenierung* (2013) abgesehen – noch mehr und intensiver als zuvor von Gott, genauer: der Abwesenheit Gottes. Von der Möglichkeit und Unmöglichkeit des Glaubens. Und vom Rechnen mit einem Jenseits. Insofern kann sich die Kritik des »Allmählich komisch«-Werdens kaum allein auf die Tatsache beziehen, dass sich

Walser aufs Neue dem »Vorhandensein des Wortes ›Gott« zuwendet. Denn über die Themen Liebe, Ehe und Glauben schreibt der 1927 in Wasserburg am Bodensee geborene Oberschwabe schon so lange er schreibt. Vor allem die Liebe und das Scheitern an ihr, in seinen späteren Romanen – so auch *Muttersohn* – gerne an älteren männlichen Romanfiguren durchbuchstabiert, fordert den Schriftsteller literarisch schon seit mehr als einem halben Jahrhundert heraus. Aber auch der Bereich des Glaubens ist keineswegs neu. So zum Beispiel 1981 in seiner Büchner-Preisrede, wo er nicht zum ersten Mal, aber hier an besonders prominenter Stelle und in besonders direkter Weise öffentlich die Frage nach dem »Fehlen Gottes« stellt. In *Mein Jenseits* bringt er diesen Mangel und diese Unverfügbarkeit Gottes mit den einprägsamen Worten »Gott fehlt. Mir« auf den Punkt. Oder 1985 in einem Interview mit Karl-Josef Kuschel in *Publik Forum*, wo er ausführlich Stellung nimmt zur Frage, welche Rolle die Religion in seinem Leben und Werk spielt und dabei von einem »Gottesprojekt« spricht, an dem er und das in ihm arbeite: »Ich habe ein »Gottesprojekt« vor. Das kann aber nicht belletristisch oder essayistisch beschrieben werden, sondern nur als *meine Erfahrung*. Dieses Projekt läuft schon über Jahre hin. Ich forciere es nicht. Immer wieder kommt etwas hinzu. Die Auseinandersetzung mit der Gottesproblematik kann man nicht so aufarbeiten, dass man danach dann damit fertig wäre. Auch das gehört zu den Verkrümmungen, die ich nicht loswerde. Mit ihnen werde ich mich wohl immer herumschlagen müssen. Es geht dabei um meine Erfahrungen mit dem Vorhandensein des Wortes ›Gott.«

Wenn das Thema des Glaubens und des *Deus absconditus* somit i.d.S. nichts Neues bei Walser ist, so wagt er indes in seinen allerneuesten Romanen *Muttersohn* und *Das dreizehnte Kapitel* (2012) nun aber doch wie nie zuvor Figuren sprechen zu lassen, die sich an der Gottes- bzw. Glaubensfrage »abarbeiten«. Zum Beispiel der erwähnte Prof. Augustin Feinlein, Orgelliebhaber und Chefarzt für Psychiatrie im – fiktiven – Psychiatrischen Landeskrankenhaus Scherblingen. Angegliedert an ein ehemaliges süddeutsches Barockkloster, liegen die »Vorbilder« Bad Schussenried und Zwiefalten für diesen imaginären oberschwäbischen Schauplatz auf der Hand. In »Walser-Country«, wie ein Rezensent betitelt, und damit auch der Welt seiner eigenen religiösen Muttersprache, lässt Walser mit Prof. Feinlein eine Figur auftreten, die – aus erster Naivität? aus zweiter? – an der traditionell katholischen Tradition seiner Heimat weiterhin festhält. Und das in einer Phase beruflicher Abenddämmerung und einer privaten Situation verschmähter Liebe: Den karrierehungri-

gen Nachfolger bereits im Nacken – «Dr. Bruderhofer, der Ärztliche Direktor des Krankenhauses, dessen Chefarzt ich bin, kann es nicht erwarten, dass ich gehe. Endlich gehe» (MJ, 19) –, wird er, schlimmer noch, ausgerechnet von demselben Emporkömmling auch privat in Dingen der Liebe ausgestochen: »Dr. Bruderhofer ist mit der Frau verheiratet, die meine Frau sein könnte. Er ist einundvierzig, sie ist neunundfünfzig. Ich dreiundsechzig. Egal, wie das gekommen ist, es ist so gekommen. Eva Maria ist eine Frau, die ruhig achtzehn Jahre älter sein darf. Das hat Dr. Bruderhofer erfasst. Vorher war sie mit dem Grafen Wigolfing verheiratet. Davor mit mir befreundet. Früher hätte man gesagt verlobt.« (MJ, 59) In dieser psychisch prekären Lage flüchtet der Protagonist, naheliegend für ihn, in die Tradition seiner Religion: Er macht eine Pilgerreise nach Rom; der Prof. Dr. Dr. spielt gar mit dem Gedanken, in seinem Ruhestand in Demut als Stiftskirchen-Mesner zu dienen (46f); und vor allem: Kurz vor der großen jährlichen Heiligblut-Prozession stiehlt er die heilige Reliquie aus seiner Kirche. Die heilige Reliquie! Dieses »Verdummungsinstrument der Kirche«, wie Dr. Bruderhofer als aufgeklärter Zeitgenosse zu beurteilen weiß (MJ, 106). In diesem ambivalenten psychiatrisch-religiösen Raum bleibt die Novelle bis zuletzt verhaftet. »In die Irre gehen. Wissend. Nichts gewöhnlicher als das.« (MJ, 95) – »Allmählich komisch«?

Man kann es manchem Rezensenten nicht verdenken, hier, gegebenenfalls noch mit einem freundlichen Hinweis auf die – hinlänglich bekannte – tiefenpsychologische Religionskritik Freuds versehen, einen eben solchen Walser zu konstatieren. In der Tat: Walser ist und bleibt allein »komisch«, wenn man ihn allein oder vor allem rational-religionskritisch liest. Dann bleibt die Glaubenserfahrung außen vor. Dann bekommt Feinlein selbst, wie dessen Patienten, den Stempel des Neurotischen, Regressiven, Krankhaften. Und Walser u.U. gleich mit dazu. Dann wird sein »Gottesprojekt« zu einer rein psychopathologischen Verkrümmung. Fall erledigt, der Nächste bitte. – Wie wahr: Religion und Wahn, Glaube und Aberglaube, gesunde Religiosität und seelische Verkrüppelung lagen schon immer nahe beieinander. Allerdings: Walser ist das vollkommen bewusst. Seine Auseinandersetzung mit der »Gottesproblematik« ist an dieser Stelle alles andere als ein psychopathologischer Kurzschluss. »Er hat die Freud-Lektüre hinter sich, derzufolge Religion Ausdruck von infantiler Regression und purer Selbsttäuschung ist«, konstatiert Karl-Josef Kuschel. Es geht ihm eben nicht um eine Glaubenswahrheit, die auf bloßer Verifikation oder Falsifikation beruht. Er weiß, dass der Glaube einer Dimension der Wirklichkeit angehört, die *jenseits*

einer Welt allein adäquationslogischer Gleichungen liegt. Frech und komisch zugleich: Diese Erkenntnis buchstabiert er in *Mein Jenseits* ausgerechnet am Beispiel der Reliquienverehrung durch. Was nachaufklärerisch ein vollkommen klarer Fall zu sein scheint – und rein adäquationslogisch auch ist –, gehört doch in Hinblick auf den Glauben einer vollkommen anderen Wirklichkeit an, deren Wahrheitsanspruch weit jenseits von richtig und falsch, logisch und unlogisch, schwarz und weiß liegt: »So tun, als sei das Blut [der Reliquie] echt, ist mir genauso unangenehm wie, das alles für ein Verdummungsmanöver zu halten. Wissen, dass das Blut nicht echt ist, aber glauben, dass es echt sei, das wäre das, was die Reliquie zu einem unvergänglichen Schatz machen würde.« (*MJ*, 107) Oder: »Bei meinem Vorfahr [Abt Eusebius, dem letzten Abt des Klosters Scherblingen] hätte ich lernen können. Es ist nicht wichtig, dass Reliquien echt sind. Und bei den Jesuiten: Se una reliquia fosse falsa? Wie echt eine Reliquie ist, hängt davon ab, wie sehr du glauben kannst.« (*MJ*, 77) Und noch einmal: »Kann eine Reliquie falsch sein? Nein. Sie wird ja erst durch den Glauben geheiligt beziehungsweise echt.« (*Mu*, 316)

Wenn Walser in *Mein Jenseits* bzw. *Muttersohn* insgesamt sein »Gottesprojekt« also weiter vorantreibt – auch wenn es weiterhin indirekt über den Umweg der Belletristik und nicht auf dem direkten Weg seiner »Erfahrung« geschieht –, so stellt er hier einen Glaubensbegriff zur Debatte, der weit jenseits der bloßen Alternative zwischen einem einfachen Für-wahr-Halten einerseits und einem einfachen Für-dumm-Erklären andererseits liegt. Es geht ihm um Religion als einem Lebensglück, das dem Menschen dienen *kann*. Es geht ihm um die Kraft des Glaubens, die Grenzen des rein Rationalen zu überschreiten. Denn wie »sagt der Vorfahr: Wir glauben mehr als wir wissen.« (*MJ*, 79) – Dieses »Mehr als« und die in ihm liegende Dynamik bilden den Kern von Walsers belletristischer Auseinandersetzung mit der Gottesproblematik in jüngerer Zeit. Mit der Person des Dr. Bruderhofer lässt er dabei den ach so aufgeklärten Zeitgeist zu Wort kommen, der sich wissend über den Glauben erhebt und von oben auf die Dummen, die daran (noch) festhalten, herunterschaut. – Allerdings kann sich diese Hybris, wie Walser zu sagen weiß, durchaus nicht nur im weltlichen Bereich, wie im Fall dieser Romanfigur, sondern genauso – und vielleicht schlimmer noch – auch im theologischen breit machen: »Jetzt drohte der Reliquie längst eine viel höhere Gefahr. Die herablassende Duldung, mit der die Gebildeten, egal ob kirchlich oder weltlich, die Reliquie als ein Relikt behandeln, das nur noch Peinlichkeiten bereitet, wann immer es

irgendwo genannt werden muss. Für Theologen eine Torheit, für den aufgeklärten Zeitgenossen ein Ärgernis.« (MJ, 104) Offensichtlich hat Walser seinen Paulus gelesen – wenn er auch bei noch genauerer Lektüre den Theologen besser das Ärgernis und den Zeitgenossen die Torheit zugeordnet hätte: *Denn die Juden fordern Zeichen und die Griechen fragen nach Weisheit, wir aber predigen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit* (1 Kor 1,22f). – Walsers Novelle bildet damit eine Auseinandersetzung mit einem allgemeinen Zeitgeist, der auch und gerade vor den Türen der Theologie nicht halt macht, der allzu vorschnell und oberflächlich den Satz »Wir glauben mehr als wir wissen« abschüttelt und durch ein »Wir wissen mehr als wir glauben« ersetzt. Und das ist alles andere als »allmählich komisch«.

Richtet sich Walser in *Mein Jenseits* somit gegen diese den Glauben allzu schnell durch Wissen verdrängende Hybris der Selbstsicherheit und Selbstherrlichkeit, so greift er diese Kritik in *Über Rechtfertigung, eine Versuchung* erneut auf und stellt ihr dabei das andere Extrem, eine das Wissen durch einen allzu naiven Glauben verdrängende Selbstgefälligkeit noch deutlicher als zuvor an die Seite. Beides lehnt er kategorisch ab. Beides ist ihm zu einfach, zu billig, zu kurzichtig. Nun aber fällt die Kritik nicht mehr belletristisch, sondern essayistisch aus. Er verlässt sein Figurenkabinett und tritt selbst auf die Bühne. Er spricht, will heißen: schreibt in der ersten Person über Religiöses. Das ist neu. Martin Walser schreibt als Martin Walser über Religion. – Wie das? *Über Rechtfertigung* liegt offensichtlich eine eindrückliche Erfahrung zu Grunde. Nämlich eine Leseerfahrung: Der frühe Karl Barth hat es ihm angetan. Er hat dessen erste Auflage des Römerbriefkommentars von 1919 gelesen, ja, wie es scheint: verschlungen. Das Epoche machende Buch von damals hat, rund 100 Jahre später, eine nicht minder schlagkräftige Wirkung auf den gut 80-Jährigen gehabt. Das Buch ist ihm zum Spiegel geworden, zum Identifikationsmedium wider die von ihm diagnostizierte »Kultur des Rechthabens« (RV, 30 u.ö.) unserer modernen westlichen Gesellschaft – und damit genau jener Kultur, die in *Mein Jenseits* archetypisch durch die Figur des Dr. Bruderhofer verkörpert wird. Walser findet in seinem Widerstand gegen diesen rechthaberischen Zeitgeist – sowie dessen fromm-naiver Ausprägung auf Seiten des Glaubens – in Barth einen Vordenker und Verbündeten, dessen Worten er in seinem Essay breiten Raum einräumt: *Über Rechtfertigung* besteht etwa zur Hälfte allein aus Zitaten aus dem Römerbriefkommentar! Begründung: »Dass weder in der Philosophie noch in der sogenannten Schönen Literatur von diesem Erdbeben [dem Römerbriefkommentar] auch

nur das Geringste gespürt wurde, eigentlich bis auf den heutigen Tag, das zeigt, wie anspruchslos diese Ausdrucksarten geworden und geblieben sind. Karl Barths Buch ist die praktizierte Zerstörung der Kulturkulisse, die uns vergessen macht, dass Rechtfertigung einmal unser Bedürfnis war. Übrig geblieben ist das Rechthabenmüssen. Recht zu haben ist der akzeptierte Ersatz für Rechtfertigung. Eine Art Bewusstseinsimperialismus auch. Oft genug verbunden mit Macht und Machtgefühl. Zeitgeistoportunität. Was ist den *political correctness* anderes als eine Domestizierung des Gewissens, eine *passé partout*-Rechtfertigung?« (RV, 28f)

Walser fragt in diesem Bändchen also nach der Rechtfertigung des Einzelnen – diesem Ur-Thema der Theologie, insbesondere der reformatorischen. Wenn Luther mit seiner Frage nach einem gnädigen Gott exemplarisch für die existenzielle Suche seiner gesamten Zeit und Generation nach einer Daseinsberechtigung des je eigenen Lebens steht, so stellt Walser schon mit seinen programmatischen Anfangsworten mit Recht fest, dass diese »Kultur der Rechtfertigung« in unserer heutigen Welt längst vergangen ist: »Gerechtfertigt zu sein, das war einmal das Wichtigste. Staaten legitimieren sich durch Gesetze. Regierungen durch Wahlen. Aber der Einzelne?« (RV, 7). In der Tat leben wir in unserem sich weiterhin christlich nennenden Abendland in einer Rechtskultur, in der das Rechthabenmüssen das Wichtigste ist. In der man ja keine Schuld zugibt, so lange sie einem nicht nachgewiesen ist. In der ein gutes Gewissen haben bedeutet, nach außen hin ein weißes Mäntelchen zu haben. – Ist das »allmählich komisch«?

Diesen Zeitgeist moniert Walser sicher zurecht. Und er hat mit Karl Barths Römerbriefkommentar fraglos ein ausgesprochen wichtiges Zeugnis protestantischer Theologie des 20. Jahrhunderts in Angriff genommen. Mit den Schlagwörtern der Rechtfertigung und Gnade, der Freiheit und Erwählung, des Glaubens und Gewissens greift er in dem hundertseitigen Bändchen quasi sämtliche zentrale Begriffe aus zweitausend Jahren Theologiegeschichte auf. – Allein, alles steht einigermaßen verbindungslos nebeneinander. Nach den Barth-Zitaten nehmen diejenigen aus Nietzsches *Also sprach Zarathustra* den zweiten Rang ein. Das Buch geht im Nebeneinander dieser Zitatsammlungen dabei über etwa vierzig Seiten der »Utopie« eines universitären theologisch-literarisch-philosophischen Seminars mit dem Arbeitstitel »Pfarrersöhne« nach, das freitags von 13 bis 15 Uhr stattfinden und den Pfarrersohn Nietzsche mit dem Pfarrersohn Barth ins Gespräch bringen soll (vgl. RV, 58.79 u.ö.). »Gott ist tot« versus »Dass Gott nur als ein Unbekannter vorstellbar

sei und durch jeden Versuch, ihm Anschaulichkeit zu verschaffen, noch unbekannter werde« (RV, 58). Spätestens an dieser Stelle muss man aus theologischer Perspektive aber nun auch ein Veto einlegen und daran erinnern, dass dem frühen Barth des Römerbriefkommentars auch ein reifer der *Kirchlichen Dogmatik* gefolgt ist, den man bei dieser Diskussion nicht einfach außen vor lassen kann: Barth ist nicht bei der »Unbekanntheit«, Unanschaulichkeit und Unbestimmbarkeit Gottes stehen geblieben, sondern hat je länger, je mehr auch die »Menschlichkeit Gottes« in den Blick genommen, die Zuwendung des Ewigen in der Zeit durch das Erscheinen seines Sohnes Jesus Christus. Dieser Aspekt spielt in Walsers angedachtem Seminar, in dessen erste Rohfassung der Leser bei der Lektüre von *Über Rechtfertigung* einfach mit hineingenommen wird, überhaupt keine Rolle. Zudem sieht er sich vor, zwischen und nach diesem fiktiven Seminar auch immer wieder v.a. mit Kafka, daneben mit Thomas Mann, Max Weber, Goethe, Hölderlin, Fichte, Dostojewski, Robert Walser, Jean Paul, Calvin und Augustin und Anderen konfrontiert. Schließlich mischen sich unter diese Stimmen noch Tagebuchauszüge des Autors selbst sowie kurze narrative Episoden aus dem frommen Umfeld des Kindes und Jugendlichen Martin Walser. Satellitensätze wie »Gott fehlt. Mir« (vgl. RV, 81) oder, noch einmal aus *Mein Jenseits*, »Glauben heißt Berge besteigen, die es nicht gibt« (Mu, 316), haben zwar eine große Strahlkraft und machen diesen späten Walser authentisch in seiner negativen Theologie, aber erhellend i.d.S. sind sie trotzdem nicht: In *Mein Jenseits* bleibt die Glaubenthematik in der Ambivalenz zwischen Krankheit und Gesundheit und in *Über Rechtfertigung* im Nebeneinander zwischen Nietzsche und Barth gefangen. Die Glaubenskraft hat hier nichts Bejahendes, Religion nichts Befreiendes, Gott nichts Offenbarendes. Das »Gottesprojekt« bleibt, so scheint es, auch weiterhin im Bereich von Walsers »Verkrümmungen« stecken. Die befremdliche Textkonstruktion sowohl von *Muttersohn* als auch *Über Rechtfertigung* tragen das Übrige zu diesem »komischen« Eindruck bei.

»Je älter man wird, desto mehr empfiehlt es sich, darauf zu achten, wie man auf andere wirkt«, hatten wir Professor Feinlein zu Beginn aus *Mein Jenseits* zitiert. Und lassen Martin Walser nun in *Über Rechtfertigung*, diesem vielleicht persönlichsten aller seiner Bücher, noch hinzufügen: »Als ich den Roman *Muttersohn* veröffentlichte, in dem es um Glauben geht, Glauben als eine menschliche Fähigkeit, wurde das öfter mehr oder weniger freundlich mit meinem Alter in Zusammenhang gebracht. So, als sei ich jetzt halt so weit. Ich meine aber, Religion sei eine Ausdrucksart wie andere, wie Litera-

tur, Musik, Malerei. Ich lese Religion als Literatur. Dass Texte, die für uns »nur« noch zur Religion gehören, Dichtung sind [...], große Dichtung, das kann man doch meinen.« (RV, 32) Kann man. Soll man auch. Durchaus auch und gerade auch aus theologischer Perspektive. Die Macht der Sprache und das Hochschätzen der sprachlichen Dichtung hat die Theologie, insbesondere die protestantische Theologie des 20. Jahrhunderts, bereits unterstrichen. Und sie kann und soll das mit Walser auch weiterhin tun. Ebenso ist sie mit ihm wie gesehen in seinem dialektischen Ansatz eines Glaubensbegriffs jenseits von selbstherrlichem Atheismus einerseits und selbstherrlicher Frömmigkeit andererseits eins. Seine Kritik am »Reizklima des Rechthabermüssens« hält sie für ausgesprochen berechtigt. Und doch könnte und dürfte sie Religion niemals *allein* als Literatur und den Glauben niemals *allein* bzw. *überhaupt* als menschliche Fähigkeit bezeichnen. Aus theologischer Perspektive sind Religion und Glaube weit mehr als das. Und vermutlich weiß Walser das auch. Zum Beispiel, weil er Barth gelesen hat. Also bleibt, bei längerer und ausführlicherer Walser-Lektüre, die Ambivalenz seiner Ausführungen zur »Gottesproblematik« zuletzt doch bestehen. Vom Prädikat des »Allmählich komisch« kann somit das »allmählich« gestrichen werden, das »komisch« jedoch nicht. Es ist und bleibt Symbol einer »Verkrümmung«, die Walser an sich selbst diagnostiziert. Als mehr als einen ersten Versuch einer Barth-Lektüre können wir daher auch *Über Rechtfertigung, eine Versuchung* nicht verstehen. Oder verstehen wir Walser nicht?

»Wer es verstehen kann, der verstehe es.
Wer aber nicht, der lasse es ungelästert
und ungetadelt.
Dem habe ich nichts geschrieben.
Ich habe für mich geschrieben.

Jakob Böhme«

Mit dieser Dichtung beginnt *Mein Jenseits*.

— Dr. Kathrin Messner ist Oberstudienrätin an einem Gymnasium in der Nähe von Tübingen (Deutschland). Sie hat am Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie der Universität Zürich über Paul Ricœur promoviert.